

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreher.

87)

Sie saßen in dem kleinen Vorgärtchen, das man künstlich auf Bohlen und durch verstellbare Rankengewächse gebildet hatte. Um diese Zeit waren die ersten Morgengäste bereits fort, und so befanden sie sich allein in der Ecke und konnten ungestört plaudern. Vergnügt schleckerte sie die Schlagsahne ihrer Schokolade, mit einer gewissen Achtung, wie sie Kinder manchmal bei dem frommen Wunsche haben, es möchte der köstliche Trunk nicht so rasch alle werden. Lange hatte sie nicht so behaglich gegessen, denn niemals hatte sich Kempen zu einer solchen Einladung aufschwingen können. An verschiedenen Abenden waren sie während der letzten Wochen zusammen ausgegangen, gewöhnlich in einen Garten, wo es schlechtes Freikonzert gab. Dann hatten sie bei einem Glase billigen Bieres die Zeit gehörig geschunden, nachdem im Atelier gegessen worden war. Sie trank ein Glas und Kempen zwei; kam es hoch, so schwang er sich zum dritten auf, was schon dafür sprach, daß er besonders gut aufgelegt war. Mit den Dampfswollen seiner Zigarre hüllte er sich auch in Schweigen, und sprach er, so geschah es mit wenigen Worten und fast immer über seine Arbeit. Manchmal wurde er nur Gesprächig, wenn er den Stellner herbeirief oder bezahlte. Um elf Uhr brachte er sie nach Hause und nannte beim Abschied regelmäßig die Stunde des andern Tages, wo sie im Atelier sein sollte, was ihr eigentlich überflüssig erschien, denn es war immer dieselbe Zeit.

Oftmals, wenn sie so an seiner Seite ihre Gedanken spannte, dachte sie darüber nach, für was die Leute sie beide wohl halten könnten, namentlich die jungen, fest blickenden Männer, die vertwegen die Augen nach ihr spielen ließen und manchmal bedeutungsvoll das Glas zu ihr erhoben, als wollten sie sagen: „Komm doch her zu uns, Du frisches Ding. Was sitzt Du da bei dem Maulhauken und langweilst Dich nach Noten.“ Dann waren ihre Gedanken zu Lorenzen gegangen, und sie malte sich aus, wie munter es an ihrem Tisch hergehen würde, wenn er seine Redensart aufgezogen hätte.

Und nun hatte sie es erreicht: er saß dicht neben ihr und machte seine drolligen Bemerkungen, um sie zunächst bei Laune zu erhalten, was er eigentlich gar nicht nötig gehabt hätte, denn sie war so vergnügt, daß sie hätte quitiessen mögen. Es war so schön, hier zu sitzen, lauschig versteckt das Gebrause der Straße zu hören, durch die Blattläden die Menschen vorüberhüpfen zu sehen und sie beim Einsteigen zu beobachten, wenn die Pferdebahn gerade hielt. Drüben blickte eine Dame, noch in der Morgenjude, zum zweiten Stockwerk hinaus, einen fetten Mops neben sich, den sie wie ein Kind umarmelt hatte. Und ein Haus weiter stand ein Leutnant am offenen Fenster und strich sich den Schnurrbart. So etwas sah sie auf ihrem Hofe nie, wo man sich erst den Hals ausreden mußte, um sich an dem Stückchen blauen Himmels hoch oben zu erfreuen. Und die frische Luft hier im Schatten, die helle Morgen Sonne dort drüben und die dicke Schokolade mit der süßen Schlagsahne!

Es dauerte nicht lange, so gurrte er sie mit einer gewissen natürlichen Verächtlichkeit an, die er immer bereit hatte, sobald er derartige lose Schmetterlinge beäthern wollte. Dann kam es ihm auf ein paar Treuschwüre mehr oder weniger nicht an, immer von der Selbstansrede durchdrungen, daß die andre Seite es ja ebenso machen könne. Nichts trübte den Blick seiner blauen Augen, die unschuldsvoll wie die verschwiegenen Waldseen seiner Heimat leuchteten. Die Leichtfertigkeit schon im Blute, dachte er sich gar nichts Schlimmes dabei, wenn er die fremden Trauben nahm, sobald sie ihn mundgerecht genug hingien; seine Entschuldigung blieb immer dieselbe: daß die Künstler eine andere Moral hätten als die Philister, die dafür auch die Bezeichnung „brave Bürger“ verdienten.

Sie lachte zwar dazu, denn alles, was Kempen versäumt und worauf sie, erfüllt von Wohlgefallen, vergeblich gewartet hatte, holte dieser hier gründlich in einem Atemzug nach. Und

selbst als er die dreifachen Worte gebrauchte, zeigte sie keine üble Laune, weil es unter vier Augen geschah und sie sich nicht mehr darüber zu ärgern brauchte. Nachdem sie als Modell die letzte Ueberwindung gezeigt hatte, war sie mit den Tagen unempfindlicher geworden, gleichsam vertrauter mit dem, was die Zukunft nun bringen würde. Wohl wußte sie, daß sie ein armes Mädel bleiben und daß keiner dieser Künstler sie anders als die Geliebte betrachten würde, sobald sie einmal von dem Jugendpfade abwich. So wollte sie sich wenigstens die Achtung vor ihnen bewahren, um als etwas Besonderes zu gelten und später besser bezahlt zu werden.

Kempen, in seiner Offenheit, hatte ihr schon mehr als einmal zu verstehen gegeben, was für Anerbietungen ihr die Großen und Berühmten machen würden, falls man erst einmal hinter ihre Schönheit gekommen wäre; und Wunderdinge hatte sie zu hören bekommen von der Anhänglichkeit manchen Künstlers an sein Modell, das jede Forderung hätte stellen können, weil es ihm zum täglichen Brot in seiner Kunst geworden war. Das alles hatte sie mit Märchengedanken erfüllt, und so wartete sie begierig auf den Tag, wo man sie zum ersten Male ausstellen würde, und wo sie dann, die stannende Menge vor Augen, zu sich sagen könnte: „Seht her, das bin ich, die Perle unter den Modellen.“ So träumte sie mit offenen Augen, wenn Kempen lautlos schaffte und nur ihren Körper sah, ohne ihr einfältiges Seelenleben zu studieren.

„Also sag mal, Märchen . . . Ich darf doch Du zu Dir sagen?“ fuhr Lorenzen eifrig fort, indem er ihre schmale, weiche Hand streichelte.

„Wenn es niemand hört, warum nicht?“ erwiderte sie lustig mit der Sorglosigkeit der Jugend, die noch ihre Schritte überallhin lenken kann. „Verschnappen Sie sich nur nicht im Atelier, denn sonst bin ich wieder Schuß mit Ihnen.“

Lorenzen fuhr auf und versiel sofort in den alten Ton. „Ja, denken Sie denn, ich habe Furcht vor ihm?“

Ruhig leckte sie erst die Schokolade vom Löffel. „Na, ein bißchen doch wohl . . . Uebrigens, wissen Sie, ich habe mir die Sache überlegt. Ich werde ihm einfach sagen, daß wir hier zusammen waren. Das ist doch eigentlich gar nicht gefährlich. Ich bin doch nicht seine Sklavin. Die Bude war eben zu, da sind wir spazieren gegangen, nicht? Mit der Wahrheit fährt man immer am besten.“

Lorenzen wollte jedoch nichts davon wissen, nahm aber das Wort „Sklavin“ lebhaft auf. Und nun stimmte er laut das Lied an, das er solange in Gedanken gesungen hatte: von der Zweieinteilung ihrer Modellgefälligkeit und von seinem Wunsche, etwas aus ihr zu machen, was die Welt entzücken und mit Bewunderung erfüllen solle, — ganz etwas anderes als Kempen schaffe; etwas Süßes, Heiliges, Himmlisches und Schönheitsstrunkenes! Es werde nur an ihr liegen, denn wenn sie ihren Willen dazu zeige, müsse Kempen einfach den Mund halten; und behandle er sie rauheinig, so brauche sie sich durchaus nichts daraus zu machen; dann bleibe sie eben sein, Lorenzens, Modell.

Und einmal im Zuge, ganz hingerissen von seiner Lebensaufgabe, fand er die schönsten Worte, um die Erhöhung seines jungen Ruhmes von ihrem Entgegenkommen abhängig zu machen. Brennende Sehnsucht nach ihr sprach aus ihm, die ihr Mitleid erweckte. Aber nun, da sie das Gefühl der Siegerin hatte, die Wohlthaten erweisen konnte, wollte sie ihn noch ein wenig zappeln lassen, und so sagte sie schnippisch, indem sie ihre Erregung dämpfte: „Warten Sie doch, bis Sie mit Fräulein Heille verheiratet sind; dann lassen Sie Ihre Frau Modell stehen. Kommt doch sehr oft vor.“

„Das ist dann auch danach,“ erwiderte er lächelnd, ohne ihr den Einwurf zu verübeln; denn noch dachte er daran, wie er sie bei einem ähnlichen Hinweis angefahren hatte. Und er zürnte ihr auch nicht, als sie sich laut vergnügte bei der Vorstellung, wie Marianne sich später mal entpuppen könnte, schwamm vielmehr in den Wogen seiner Begeisterung ruhig fort. Schon sah er, wie sie halb bezwungen war, und es hätte erst gar nicht seiner Herzenstorte bedurft, um sie für sich zu stimmen.

„Später, 'päter!“ rief sie wie benebelt aus. „Weshalb soll ich Ihnen beiden nicht dienen, die sich immer so treue



Freunde waren? Um so länger bleiben wir vielleicht zusammen."

Es war keine leere Redensart von ihr, denn wie der Blitz war ihr dieser Gedanke gekommen, der ihr herrlich dünkte. Sie beide so weiter zum Ruhme zu führen, sie gleichsam an sich zu fesseln zu einem steten Dreigespann — das wäre ihr wert erschienen, ihre Gunst gleichmäßig zu verteilen.

"Wann, wann?" fragte er ungeduldig und drückte ihre Hand aufs neue.

"Vielleicht, wenn Kempen fertig ist," beruhigte sie ihn.

"Du schwörst es mir."

Sie lächelte ihn aus. "Dummheit! Glauben Sie doch an mich. Sie müssen glauben."

Er wollte aber mit Befriedigung weiter gehen. "Nein, Sie müssen mir schwören, sonst miete ich mir morgen schon ein andres Atelier. So wahr ich hier neben Ihnen sitze."

"Nun gut, dann vielleicht zum Herbst . . . ich schwöre es Ihnen. Sie sollen sehen, daß ich Sie immer gern gehabt habe."

Plötzlich wurde sie bewegt. An dem Beben ihrer Lippen, an dem Bittern ihrer Hände merkte er, wie nahe ihr das alles ging, und er sagte sich, daß sie für ihn stets mehr übrig gehabt haben müsse als für den Freund, dessen Anstand sie allein bezwungen hatte. Und weil er sie nicht gleich in die Arme schließen konnte wie damals, rief er wie unbesonnen aus: "Laß Dir das Batschchen küssen, Du süßes Mädel." Und er tat es mehrfach, reich hintereinander.

"Heute sind Sie wirklich mal nett," sagte sie fröhlich und stimmte ihm zum Lachen. Als sie sich dann aber draußen trennten, weil er es für besser hielt, den Vormittag nun ganz zu verbummeln, geschah es von ihrer Seite mit einer gewissen Traurigkeit, denn zum ersten Male seit langer Zeit empfand sie den Gang ins Atelier wie eine drückende Fessel, der sie an diesem schönen Sommertag nicht enttrinnen könne.

(Fortsetzung folgt.)

## für unsere Jugend.

### Wir haben einen Hopsierich.

"Ist es jetzt schon Sonntag?" fragte mein Söhnlein Hannes. "Nein," sagte ich, "es ist noch nicht Sonntag." Denn es war noch ganz dunkel.

"Warum ist es noch nicht Sonntag?" fragte Hannes. "Weil Du noch schlafen mußt", antwortete ich. Aber dann fand ich doch, daß diese Behauptung nicht ganz stichhaltig sei und ich sagte hinzu: "Weil es noch Nacht ist."

"Ach so," sagte Hannes und schien nachzudenken.

"Ist es noch lange Nacht?"

"Ich weiß es nicht . . ."

"Ich auch nicht," sagte Hannes und gab sich scheinbar zufrieden.

Aber nicht für lange.

"Bist Du auch durstig?"

"Nein," sagte ich, "ich bin nicht durstig."

"So, so," sagte Hannes. "Ich bin durstig."

"Schlaf nur ein Weilchen . . ."

"Ja aber — aber ist es denn noch immer nicht Sonntag?"

"Na, nun höre aber, bitte, auf . . ."

"Ja, aber — wird es denn nie mehr Sonntag —?"

Hier brach ich das Gespräch ab und schlief ein. — Jrgend etwas zupfte mich am Kermel; ich schlug die Augen auf. Hannes stand vor meinem Bett, sah mich sorgenvoll an und begrüßte mich — freudig, aber voller Ungeduld:

"Guten Morgen! Ist es jetzt vielleicht Sonntag . . .?"

"Ja," sagte ich, "jetzt, mein Sohn, ist es Sonntag."

"Aha!" sagte Hannes, "ist das nun der goldene Sonntag?"

"Ja, das ist nun der goldene Sonntag."

"Und gehst Du auch mit mir aus —?"

#### Die Schicksalsfrage.

Ich machte eine Kunstpause zur Erzielung der nötigen Spannung . . .

"— gehst Du auch mit mir aus — — —?"

"Na," sagte ich, "wir wollen sehen. Ich denke, ich gehe vielleicht mit Dir aus."

"Aber bestimmt!" sagte Hannes, und trollte sich davon. — Am Nachmittag gehen wir aus. Lichter, Wagen, Menschen, Stoßen und Drängen. —

"Viele Menschen!" sagt Hannes.

"Ja," sagte ich, "viele Menschen . . ."

Und die Straßen tauchen auf und versinken; die Schaufenster

sehen vorbei.

sehen vorbei.

sehen vorbei.

sehen vorbei.

sehen vorbei.

"Eine Burg!" sagte Hannes. "Kauf mir eine Burg!"

Ich schweige und lächle.

"Bilst Du nicht?"

"Ich will schon", sagte ich. "Ich kann nicht."

"Warum kannst Du nicht?"

"Ich habe kein Geld."

"Ach so", sagt Hannes und denkt nach.

"Warum hast Du kein Geld?"

"Ich bin arm."

"Arm?" sagt Hannes. "Ach so. Bin ich auch arm?"

"Ja", sage ich, "Du bist auch arm."

"Aber ich will nicht!" sagt Hannes plötzlich und zieht die Stirn

frans. "Ich — — —"

Aber da kommt ein Schaufenster mit lauter Heinzelmännchen,

die sitzen vergnügt um einen Tisch und schmausen. Hannes starrt

und starrt, seine Augen werden immer größer und er hat sicher

längst vergessen, daß er und ich arm sind.

"Kauf mir das!" sagt er. "Ja?"

Ich aber schweige und lächle.

"Bilst Du nicht?"

"Ich will schon", sagte ich. Ich muß lachen. "Ich will

schon, aber Du weißt doch —"

Ach, Hannes weiß nichts, gar nichts, er hat ein so kurzes Ge-

dächtnis.

— Und wir trafen noch so mancherlei Dinge, die Hannes gern

haben wollte; die ganze Leipziger Straße steckte voll davon. Da

war ein Theater mit kleinen Kulissen, der richtige grüne Wald, —

da war ein Kramladen mit Zuderbüten und Mehlstädern, und zu-

guterlegt ein Waschbär, der im ganzen Schaufenster umherlugelte

und Furgelbäume schlug.

"Kauf mir das!" sagte Hannes. Immer wieder. "Ja?"

Er hatte ein so kurzes Gedächtnis. —

Er träumte einen Traum vom Potsdamer bis zum Dönhoff-

Platz, die Leipziger Straße entlang, zinen wunderlichen Traum von

Theatern und Läden, Heinzelmännchen und Wären. Am Dönhoff-

Platz aber stand ein Mann, der regierte eine Welt für sich — eine

Mäuse-Wundertwelt: rings um ihn herum hockte und sprang,

wimmelte und krabbelte es — —

"Mäuse —" sagt Hannes.

"Ja," sage ich, "Mäuse."

"Die krabbeln . . ."

"Ja, die krabbeln."

"Ei—in Frotschen das Stück", schreit der Mann plötzlich, "ei—in

Frotschen — — — Krabbelmäuse — — — Krabbelmäuse — — —

Krabbelmäuse — — —"

Und das Getrabbele beginnt.

"Krabbelmäuse", sagt Hannes.

"Ja", sage ich, "Krabbelmäuse."

"Kauf mir — —"

Unsere Blicke begegnen sich; da muß ich lächeln.

"Bilst Du nicht?"

"Doch", sage ich, "ich will."

Im nächsten Augenblick haben wir eine Maus.

Und nun ziehen wir tapfer unsere Straße fürbass, Hannes, ich

und die Krabbelmaus. In meiner Tasche hockt und springt es, wie

lauter Flöhe und Heuschrecken, aber was tut das? — D, nichts,

mein Söhnlein Hannes amüßert sich. — — —

Er geht neben mir, bisweilen auf Bebenspielen, und stopft den

Arm bis zum Ellenbogen in die Tasche.

"Eine tiefe Tasche."

"Ja," sage ich, "eine tiefe Tasche."

"Krabbelt es sehr?"

"D ja," sage ich, "ich danke."

"Ich bitte," sagt Hannes höflich.

So reden wir noch eine ganze Weile, immer von unserem

Freunde, der Krabbelmaus.

"Vielleicht möchtest Du überhaupt ganz da hinein?" sage ich.

"Wo hinein? . . ."

"Na, zu dem Hopsierich."

"Hopsierich?" sagt Hannes. "Wo ist denn so einer?"

"Na, in der Tasche."

"Ach so," sagt Hannes, "in der Tasche. Bin ich denn auch ein

Hopsierich?"

"Allerdings," sage ich.

"Und bist Du denn auch ein Hopsierich?"

"Nein" . . .

Und Hannes denkt nach.

"Warum bist Du nicht ein Hopsierich?"

"Sieh mal," sage ich, "sieh mal da —"

Aber Hannes bleibt fest.

"Warum bist Du nicht ein Hopsierich? Vater? Warum —?"

Er kann es nicht fassen.

Und wieder kommt eine Burg, und wieder ein Bär — ein

Seeegelboot — ein Puppenhaus — ein ganzer Hühnerhof — —

"Kauf mir!" sagt Hannes und sieht mich ermunternd an.

"Bilst Du nicht?"

"Ich will schon", sage ich. "Aber Du weißt doch — —"

"Was weiß ich?"

"Daß wir arm sind."

"Ach so," sagt Hannes. "Sind wir noch immer arm?"

"Ja, noch immer."



Und Hannes denkt nach, Er krübbelt und krabbelt . . .  
 „Arm?“ sagt er nach einer Weile in maßlosem Staunen. „Noch  
 immer? Noch immer?! Ach, so — Ja, aber — wir haben  
 doch nun den Hopsrich — — —?“

Werner Peter Larsen.

## Das Lasttier im Orient.

Alle stimmungsvollen Schilderungen aus dem Leben des äußersten Ostens, das Lob der stillen Beschaulichkeit bei den Indern, der musterhaften Reinlichkeit bei den Japanern und des Fleißes bei den Chinesen können nicht über zwei furchtbare Tatsachen hinweghelfen, nämlich über die niedrige Stellung der Frau und über die Erniedrigung von Millionen Männern zum Lasttier. Denn das Lasttier, und zwar das einzige in China, Korea, Japan, Siam, Niederländisch-Indien und Birma, das ist — der Mensch.

Es ist wenig bekannt, bis zu welchem Grad die ständige Arbeit des Lastentragens als einzigem Lebenszweck den Kuli degradiert, nicht nur moralisch, sondern auch physisch. Am wenigsten schlimm ist im Orient noch der Mensch als Pferdeersatz daran, der Ricksha-Führer. So entwürdigend es für einen Menschen ist, als Saumtier einen anderen auf einem leichten Wagen im Trab zu führen, so sind die körperlichen Verbildungen bei dieser Art von Kulis am seltensten. In den heißen Gegenden gehen sie außer mit einem Lendenband bekleidet gewöhnlich nackt, und so läßt sich der Einfluß ihrer Arbeit auf den Körper am besten studieren. Die Weine sind immer außerordentlich wohlgebildet und man kann manchen dieser Kulis, die laufen können wie ein Vogel Strauß, sehen, wie er in seinem Wagen sitzend und auf Arbeit wartend mit den wunderbar gebildeten straffen Muskeln seiner braunglänzenden Weine lokettiert. Aber der Oberkörper ist meist schwächlich, weit vornübergebeugt. Der Ricksha-Führer ist von Jugend auf gewöhnt, die Augen immer vor sich auf die Erde zu heften, so daß er schon im Alter von 25 Jahren eine ausgebildete Rückgratverkrümmung zeigt, die mit den Stoliösen rhachitischer Kinder vollständig gleich ist.

Meistens sterben die Ricksha-Führer trotz der ausgebildeten Atmungstechnik, die sie sich mit der Zeit aneignen, sehr früh, und zwar wenn nicht infolge des vielen eingeatmeten Staubs an Tuberkulose, dann an Herzerweiterung. Denn was diesem, wenn auch elastischen, so doch nicht unbedingt widerstandsfähigen Muskel der Kulis zugemutet wird, übersteigt alle Begriffe. Professor Baetz, der seinerzeitige Leibarzt des Mikado, erzählt in einer seiner vielen Schriften über Japan, die japanischen Lastträger würden selten über 40 Jahre alt.

Noch schwerer als der eigentliche Wagenzieher hat es der eigentliche Lastträger. Die harten Büge, die in Meuniers klassischen Proletariertypen aus der Welt der belgischen Grubenarbeiter zu sehen sind, finden sich auf den Gesichtern der Kulis bis zur Starrheit verhärtet. Der harte Gesichtsausdruck ist eine Wirkung der körperlichen Anstrengung und wenn diese eine ständige ist, so prägt sie den Gesichtsmuskeln ihren Stempel wie in Erz aus. Wer es zum erstenmal sieht, wie ein Kuli von seinem Vorgelegten oder Herrn beladen wird, dem bäumt sich das ganze Innere auf. Denn der orientalische Lastträger wird ausgebeutet wie kein menschliches Arbeitstier auf der Welt. Er bekommt so viel aufgeladen, daß er gerade sich noch bewegen kann, ohne zusammenzubrechen. Es gibt nichts Grauenhafteres, als den Schrei der Kulis. Dieser Schrei hat einen doppelten Zweck. Ein langsames Gehen unter der schweren Last ist nicht möglich. Das Gewicht drängt den Kuli vorwärts, wenn er nicht zusammenbrechen will, und so läuft er in kleinen Schritten seinem Ziele entgegen. Wird er auf diesem Wege aufgehalten und muß stehen bleiben, so wirkt die Last doppelt schmerzhaft und um sich in den verkehrreichen Straßen freie Bahn zu schaffen, schreit er. Das ist ein Warnungsruf. Der Schrei wird ihm aber auch herausgepreßt, weil er den Brustkasten fast nicht bewegen kann und seine Luftwege nur dadurch öffnen kann, daß er die Luft mit einem „Ha!“ durch den Kehlkopf stößt. Dieses „Ha!“ wiederholt er in regelmäßigen Zwischenräumen und es läßt sich keinen schaurigeren Chor von Menschenstimmen hören, als wenn man von einem Trupp Kulis diesen regelmäßig ausgestoßenen Seufzer vernimmt.

Die charakteristische körperliche Abnormität des Kulis, sein Berufs- und Ehrenzeichen, das Rainszeichen, das nicht gegen ihn, sondern gegen die ihn ausbeutenden Mitmenschen um Nache schreit, das sind die tiefen Achselhöhlen und die schorfigen Verdickungen der Haut auf der Schulter und dem Schulterblatt; alles Druckwirkungen der Lasten. Es gibt Kulis, deren Haut auf den Schultern wie ein Stück eines aufgelegten Leders aussieht.

Wenn man diese armen, elend bekleideten, von Schweiß und Schmutz triefenden Menschen gesehen hat, dann kann man sich erst einen Begriff von dem physischen und moralischen Tiefstand machen, in den der Mensch im Orient gezwungen wird und zwar bei einem Lohn, der etwa 25 bis 50 Pf. in deutschem Geldewert entspricht. Glücklich schätzen sich noch, die nicht ihr Leben lang nur die Kübel und Bretter mit menschlichen und tierischen Exkrementen

zu tragen haben. Denn jede Stadt hat ihre Armee solcher Abfuhrkulis, die ihr ganzes Leben lang nur diesen Dienst verrichten. Und glücklich sind solche, die noch in der Familie die letzte Pflegs finden, wenn sie frühzeitig unter der Last ihres entsetzlichen Lebens zusammenbrechen.

Die Welt wird auch den Tag erleben, wo das elendeste aller menschlichen Lasttiere, der Kuli, sich gegen seine Reinger erhebt.

E. R-y.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgegeschichtliches.

Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe. Nur ganz langsam hat sich der Mensch das Wasser erobert, und unter all den vielen Versuchen hat nur einer zum völligen Erfolge geführt; Kulturgeschichte und Ethnologie liefern ein reiches Material für die allmähliche Entwicklung der Seeschifffahrt. Jäger- und Fischervölker, vor allem solche in waldarmen Gegenden, benutzten, wie Ed. Hahn in der „Zeitschrift für Ethnologie“ ausführt, Felle und Blasen zum Bau ihrer primitiven Boote, in deren Herstellung es vor allem die Eskimos in ihren Kajaks und Umiahs zur Meisterschaft gebracht haben. Primitivere Formen, Instdicht verschlossene Fellsäcke, auf denen ein hölzernes Gestell sich befindet, sind gegenwärtig noch in Albanien, Mesopotamien und an der Westküste von Amerika im Gebrauch. Auf dem Amazonasstrom und an der Westküste Südamerikas verwenden die Eingeborenen zu demselben Zweck zusammengeschnürte Bündel von lufthaltigem Schilf, auf dem sie wie auf einem Reittier sitzen und mit Baumzweigen oder primitiven Rudern steuern. Auf den hinterindischen Strömen vermitteln Riesenflöße aus Bambusbündeln den Verkehr, oft tragen sie sogar ganze Dörfer. Für die Entwicklung der eigentlichen Seeschifffahrt waren die Flöße von sehr geringer Bedeutung. Ausgangspunkt waren hier die Einbäume, ursprünglich noch nicht ausgehöhlt, sondern massiv wie die sog. Katamarang in Südindien, Indonesien usw., die selbst Mastbäume und Segel führen können und die Vorläufer der in der Südsee weitverbreiteten Auslegerboote sind. Ursprüngliche Einbäume sind die schön geschmückten Drachenboote der Chinesen, die Kriegskanus der Kameruner, Neuseeländer usw. Aber erst in Verbindung mit dem das Gleichgewicht haltenden Ausleger wird der Einbaum seetüchtig und erhält höheren wirtschaftlichen Wert: die Bewohner der melanesischen und malaiisch-polynesischen Inseln haben mit derartigen primitiven Auslegerbooten Fahrten gemacht, die unser Staunen und unsere Bewunderung erregen müssen. Leichter als die Einbäume lassen sich die Rindenboote herstellen; Rinde läßt sich ohne viel Mühe zu einem hohlen Körper zusammenbiegen, die Fugen werden mit Harz oder Lehm gedichtet, wie es in Australien heute noch verschiedene Stämme tun. In Sibirien und in Kanada werden die Rindenboote aus einzelnen Stücken zusammengenäht, und damit wären wir an dem Prinzip angelangt, auf dem die ganze moderne Seeschifffahrt aufgebaut ist. Die Uebergangsform, die diese Art Rindenboote mit unseren Seeschiffen verbindet, bilden die aus Bohlen oder Brettern mit Hilfe von Striden zusammengenähten Schiffe der Wikinger, ferner die arabischen Fraws und Gaus. Letzere dürften wohl bis auf die alten Ägypter zurückgehen, die mit ähnlichen Schiffen, mit Rudern und Segeln ausgerüstet, den Nil befuhren. Die gleichen Typen kehren wieder auf den Felsenzeichnungen von Böhulän in Schweden mit ihren bemanneten Wikingerschiffen. In historischer Zeit gab es im Norden und auf dem Mittelmeer außer den obengenannten Resten keine genähten Schiffe mehr; die Bohlen wurden nunmehr auf ein Gerüst aufgenagelt und die Fugen mit Harz, Leer oder dergleichen verschmiert. —

### Volksnützlichkeit.

Die Ananas im Welthandel. Von allen Früchten der Erde kann die Ananas wohl ohne weiteres als die kostbarste und edelste bezeichnet werden. Sollte es in den tropischen Gegenden noch andere Früchte geben, die einen ähnlichen oder noch höheren Wert in Anspruch nehmen könnten, so haben sie jedenfalls vorläufig den Rang der Ananas noch nicht erreicht. Es ist umso mehr zu bedauern, daß das Gedeihen der Ananas auf das tropische Klima beschränkt ist und daß alle Versuche, sie in weniger warmen Gegenden, beispielsweise in Südeuropa, anzupflanzen, nur einen recht mäßigen Erfolg gehabt haben. Wo die eigentliche Heimat der Ananas ist, weiß man nicht sicher zu sagen; wahrscheinlich liegt sie im tropischen Amerika; die Frucht hat sich aber schon früh über fast alle Länder der heißen Zone verbreitet. Darauf beruht auch die Möglichkeit, die Erträge für den Weltmarkt noch bedeutend zu steigern und vielleicht auch den Preis, der sich leider immer auf einer für weniger bemittelte Leute unerschwinglichen Höhe erhält, etwas herabzusetzen. Deutschland z. B. kann darauf hoffen, eine Verbesserung und Vermehrung der Ananasfrucht durch die Entwicklung der Kultur in den afrikanischen Schutzgebieten zu erreichen. Die stärkste Ausfuhr von Ananas haben noch immer die westindischen Inseln, und unter diesen stehen wiederum die sonst



wegen ihrer Produkte nicht gerade häufig genannten Bahama-Inseln voran. Aus dieser Gegend werden allein nach New York in guten Jahren, wie im „Tropenpflanzer“ zu lesen ist, 660 000 Dugend Ananas im Werte von einer Million Mark exportiert. Leider ist bei der Verschiffung noch immer mit ziemlich großen Verlusten zu rechnen. Früher mußte im Zollamt von New York ungefähr der dritte Teil der angekommenen Ware kastriert werden, während sich jetzt die Verluste nur noch auf ein Zehntel bis ein Sechstel belaufen. Mit der größeren Entfernung vom Ursprungsland steigert sich selbstverständlich die Gefahr und Größe des Verlustes, so daß dieser in den mitteleuropäischen Häfen noch höher zu stehen kommen wird. In den englischen Häfen sollen sogar von den Ananasfrachten aus den verhältnismäßig nahen Azoren 40 v. H. in angefaultem Zustande ankommen. In einigen Ländern können die Händler wenigstens noch sehr billig einkaufen, so auf den fernern Philippinen, wo man vor kurzem angeblich noch 36 Stück Ananas für eine Mark erstehen konnte. Mittlerweile aber haben die Pflanzer ihren Vorteil besser wahrzunehmen gelernt, verwenden allerdings auch mehr Sorgfalt auf die Kultur. Diese spielt nämlich bei der Ananas eine recht erhebliche Rolle. Die wilde Ananas steht in ihren Eigenschaften hinter der vom Menschen gezüchteten Frucht weit zurück. Deutsche Forscher und Züchter haben zur Hebung der Ananaskultur in ganz besonderem Grade beigetragen. Die Entwicklung einer Ananas nimmt 1 bis 1½ Jahre in Anspruch. Sie werden gepflückt, bevor sie ihre volle Reife erlangt haben. Immerhin ist es ein großer Vorzug, daß seit der Ausstattung der Transportschiffe mit Kühlräumen die Ernte etwas später vorgenommen werden kann. Die Verpackung muß mit großer Sorgfalt ausgeführt werden. Nach den Erfahrungen in Porto Rico gibt ein halbes Hektar bei Ananaskultur einen Jahresüberschuß von mehr als 1400 M., und der Gewinn soll sogar auf 12 000 M. pro Hektar steigen.

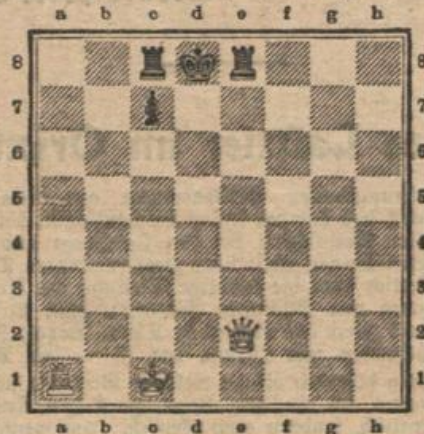
**Hygienisches.**

**Künstliches Klima.** Seitdem die klimatischen Kuren eine stetig wachsende Bedeutung für die ärztliche Praxis gewonnen haben, ist man auf den ziemlich naheliegenden, aber doch kühnen Gedanken verfallen, derartige Kuren durch ein künstliches Klima zu bewirken. Nicht jeder hat es dazu, das Hochgebirge aufzusuchen, eine längere Seereise zu unternehmen oder gar bis nach Neapel zu pilgern, wenn ihm der Arzt ein Höhenklima, ein Seeklima oder ein Wüstenklima verordnet hat. Der Mensch arbeitet ja schon alltäglich mit künstlichen Klimaänderungen, denn schließlich hat auch das Heizen unserer Wohnungen in der kalten Jahreszeit diese Bedeutung. Man begnügt sich jetzt auch nicht einmal mehr damit, die Temperatur in den Wohnräumen zu beeinflussen, sondern bringt eine ähnliche Rücksicht auch dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft entgegen. Am besten studiert sind die Wirkungen eines künstlichen Klimas bei Pflanzen, denn die Erhaltung der Gewächshäuser und namentlich der tropischen Gewächse in ihnen ist nur dadurch möglich, daß man den Pflanzen mit größter Sorgfalt und Zuerlässigkeit die Bedingungen an Temperatur und Feuchtigkeit schafft, die sie in ihrer fernern Heimat zu haben gewohnt sind. Nur auf diesem Wege können so großartige Schöpfungen zustande kommen und sich in verblüffendem Wachstum entwickeln, wie das große Palmenhaus des neuen Botanischen Gartens bei Berlin. Auch die Besitzer von Menagerien und Zoologischen Gärten sind darauf angewiesen, bis zu einem gewissen, freilich geringeren Grade mit einem künstlichen Klima zu arbeiten, weil ihnen sonst die Tiere die aus Gegendern mit ganz anderen natürlichen Bedingungen herkommen, bald eingehen würden. Es ist bekannt, wie empfindlich manche Tropicentiere gegen den Aufenthalt selbst in den weniger rauhen Strichen der gemäßigten Zone sind.

Erst mit den Erfahrungen und neuen Einrichtungen, über die unsere großen zoologischen Gärten heute verfügen, ist es gelungen, beispielsweise einen Schimpanzen wie die fast berühmt gewordene „Miffie“ des Berliner Zoologischen Gartens jahrelang bei einer vollkommenen, nur selten durch einen ungefährlichen und rasch vorübergehenden Schnupfen ununterbrochenen Gesundheit zu erhalten. Die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Erzeugung verschiedener klimatischer Bedingungen auf künstlichem Wege sind noch dauernd in der Fortentwicklung begriffen, wie in diesem Jahre ein Vortrag von Dr. Frzibam auf dem Internationalen Physiologenkongreß in Wien bewiesen hat. Die moderne Wissenschaft arbeitet in dieser Hinsicht mit allen Mitteln, die ihr von der neuesten Technik geboten werden, und zwar sowohl zur Erwärmung und Abkühlung der Luft wie zur Regelung der Feuchtigkeit, der Belichtung usw. Es ist nun freilich sehr die Frage, ob der Fortschritt dieser Arbeiten zu wirklich wichtigen praktischen Folgen auch für die Heilkunde führen kann, denn ein Mensch läßt sich zum Zweck einer Klimatur doch nicht in ähnlicher Weise einsperren wie eine Pflanze oder ein Tier. Vielleicht dürfte unter solchen Umständen die Klimatur auch nicht viel billiger ausfallen, als sie durch eine Reise erzielt werden kann; andererseits wäre zu beachten, daß möglicherweise auf künstlichem Wege die vorteilhaften Bedingungen eines Klimas hergestellt, die Nachteile aber ausgeschaltet werden könnten.

**Schach.**

Unter Leitung von S. Alapin.  
Capriccio (Weihnachtschere).



Mat in einem halben (!) Zuge ...

Lösung. (10. Dezember. Nagorke 2½. 1. Td7—d5.)

Schachnachrichten. Herr Spielmann gewann in Wien einen Match gegen Reti, ohne eine Partie zu verlieren. Ein lokales Meisterturnier ist zurzeit in Wien im Gange, an dem auch C. Schlechter teilnimmt.

Neben das internationale Meisterturnier in San Sebastian bringt „The Field“ nähere Bestimmungen. Spielberechtigt sind nur Meister, die in den letzten 10 Jahren wenigstens in zwei Turnieren einen der ersten vier Preise gewonnen. (Eine Ausnahme wird bei Capablanca gemacht.) Vier Preise: 5000, 3000, 2000 und 1500 Fr. Außer dem Portionshonorar. Den Teilnehmern (höchstens 16) werden die Reisekosten vergütet. Beginn des Turniers Mitte Februar.

In den letzten drei Partien des Matches Lasker—Janowski suchte der erstere einige Abwechslung in der Wahl der Eröffnungen zu bieten, was sicherlich nur eine lobenswerte Initiative darstellt. So war die Partie Nr. 9 eine spanische, in der Janowski zugunsten eines aussichtslosen Angriffs zunächst einen Turm deplazierte, um dann noch durch einen groben Fehler eine Figur einzubüßen. Die zehnte hatte als Eröffnung die Züge 1. d4, d6; 2. e4, e5; 3. d×e5, d×e5; 4. D×d8†, k×d8 etc. Janowski verlor durch ein durchwegs mattes Spiel. In der elften und letzten Partie vom 8. Dezember leistete sich Lasker ein Königsgambit, das Janowski mit 1. e4, e5; 2. f4, Lc5 ablehnte, wonach die interessante Wendung 3. Sf3, d6; 4. e3, Lg4; 5. d4, L×f3; 6. g×f3, Dh4†; 7. Ke2 etc. entstand. Janowski ersahöfste sich in keinen Angriffsversuchen, die keineswegs aussichtslos waren, ermattete jedoch zum Schluß und verlor infolge mehrerer schwacher Züge. Wir behalten uns vor, die praktisch und theoretisch interessanten Partien ein anderes Mal zu bringen.

Folgende bis jetzt unberöfentlichte und mit einem Schönheitspreis gekrönte Partie wurde 1905 in Wien gespielt.

**Spanisch.**  
H. Neumann (†) S. Fleischmann (Szogacz)  
1. e2—e4 e7—e5  
2. Sg1—f3 Sb8—c6  
3. Lf1—b5 f7—f5  
Eine durchaus befriedigende Verteidigung der Spanischen Partie ist nicht bekannt. Verhältnis,mäßig am besten ist 3. ... Lb4. (Die Korrektheit der Aufangstellung basiert nur auf der Französl. Partie: 1. e4, e6! etc.)  
4. d2—d3 Sg8—f6  
5. Lc1—g5 .....  
Stärker: 5. 0—0, d6; 6. Sc3 etc.  
5. .... d7—d6  
Vorzuziehen Lc7.  
6. d3—d4 f5×e4  
7. d4×e5 e4×f3  
8. e5×f6 g7×f6  
9. Lg5—e3 Lc8—g4  
9. .... f×g2!; 10. Dh5†, Ke7 war nicht zu befürchten.  
10. g2×f3 Lg4—e6  
11. Sb1—c3 Dd8—d7  
d6—d5 kam in Betracht.  
12. Sc3—d5 Lf8—g7  
13. Th1—g1 a7—a6  
14. Lb5—a4 f6—f5  
15. Ke1—e2 .....  
Um die Lürme zu verbinden.  
15. .... Th8—f8

16. Dd1—d3 0—0—0?  
Zuerst Tf7 sollte geschehen.  
17. La4×c6 b7×c6  
18. Dd2—a5 Dd7—f7?  
Schwarz hatte keinen Grund mit 18. ... Kb7; 19. Dh4†, Ka8; 20. Da5, Kb7 etc. dem Remis auszuweichen.  
19. Tg1×g7! Df7×g7  
20. Le3—d4 Dg7—f7  
21. Da5—a6† Kc8—d7  
22. Sd5—f6† Kd7—e7  
23. Da6×c6 Td8—d7  
24. Ta1—g1! .....  
Dies alles ist von Weiß meisterhaft gespielt.  
24. .... Tf8—d8  
25. Ke2—d2 f5—f4  
Schwarz hat keine Verteidigung mehr.  
26. Dc6—e4 d6—d5  
Es drohte Tg7 nebst en. Sd5†.  
27. Ld4—c5† Td7—d6  
28. Dd4—e5 Td8—f8  
28. .... D×f6?; 29. Tg7† etc.  
29. Sf6×d5† Ke7—d7  
30. Lc5×d6 e7×d6  
31. De5—c3 Kd7—c8  
Sonst folgt Tg7.  
32. Tg1—e1! Aufgegeben, denn es droht sowohl Dc3† als T×c6 nebst en. Sc7†.